

Wahrnehmungs-Wirklichkeiten : Quellenkritische Anmerkungen zu Studien über Heimarbeit in Deutschland aus den 20er Jahren

Hausen, Karin

1998

<https://doi.org/10.25595/1246>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hausen, Karin: *Wahrnehmungs-Wirklichkeiten : Quellenkritische Anmerkungen zu Studien über Heimarbeit in Deutschland aus den 20er Jahren*, in: *L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, Jg. 9 (1998) Nr. 2, 216-231. DOI: <https://doi.org/10.25595/1246>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: <https://doi.org/10.7767/lhomme.1998.9.2.216>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Wahrnehmungs-Wirklichkeiten

Quellenkritische Anmerkungen zu Studien über Heimarbeit in Deutschland aus den 20er Jahren

Karin Hausen

Eingekleidet in das geschichtswissenschaftliche Gewand der radikalisierten Quellenkritik führt die vielbeschworene Dekonstruktion Historikerinnen und Historiker, deren Aufgabe es ist, Geschichte je aktuell in Erinnerung zu rufen, in das unbequeme Dilemma beredten Verstummens. Als zu vielschichtig erweisen sich die Verwerfungen zwischen vergangenen Konstruktionen von Wirklichkeiten, die geschichtswissenschaftlich gleichzeitig de- und rekonstruiert und dann als historische Geschichtskonstruktionen den aktuellen Entwürfen von Wirklichkeiten einverleibt werden sollen.¹ Das Dekonstruktionsgebot wirkt zudem um so vieldeutiger, je kritischer es gewendet wird. Nachdem die Frauen- und Geschlechterforschung frühzeitig die dekonstruktiven Möglichkeiten genutzt hat, um die seit Jahrhunderten männlich geprägten Verständigungen über Geschichte und Gegenwart soweit zum Verstummen zu bringen, daß bislang ungehörte Stimmen und Sprachen beredt und hörbar gemacht werden können, erhebt ein weiter radikalisiertes Dekonstruktionspostulat dieses Tun dann wenig später die Anklage des fahrlässigen Essentialismus.²

Wird kritische Dekonstruktion als geschichtswissenschaftliche Analyse betrieben, drohen zusätzlich gefährliche fachwissenschaftliche Klippen. Einerseits ist die wissenschaftliche Konstruktion von Geschichte in hohem Maße gebunden an überlieferte Quellentexte in historischer Sprache, und andererseits bedarf die intersubjektive Vergegenwärtigung von Geschichte aktuell nachvollziehbarer sprachlicher Formulierungen. Es ist schwierig, heute und in historisch zurückliegenden Zeiten geschlechtlich hierarchisierenden Sprech- und Wahrnehmungsweisen auf die Spur zu kommen, und kaum weniger schwierig, die Ergebnisse

1 Zur breit entfaltenen Debatte vgl. u. a. die Aufsatzsammlung von Joan Scott, *Gender and the Politics of History*, New York 1988; Kathleen Canning, *Feminist History after the ‚Linguistic Turn‘*. Historicizing ‚Discourse‘ and ‚Experience‘, in: *Signs*, 19 (1994), 368–404; Hans Medick u. Anne-Charlotte Trepp Hg., *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*, Göttingen 1998.

2 Vgl. u. a. Axeli-Gudrun Knapp u. Angelika Wetterer Hg., *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992.

einer solchen Spurensuche anschließend mit Aussicht auf Verständigung in einer hinsichtlich des Geschlechts neu austarierten Sprechweise zu formulieren. Im folgenden will ich zwei Redeweisen über historische Wirklichkeit – dieses Terrain ohne Grund und Boden – erproben. Zunächst entfalte ich zur Orientierung eine Lichtpause des Heimarbeits-Diskurses. Dann diskutiere ich dekonstruierend einige Quellen, die im Zusammenhang des Heimarbeits-Diskurses als Texte über empirisch erforschte Wirklichkeit von Heimarbeit produziert worden sind.

Orientierungen im Diskurs über Heimarbeit und Sozialreform

Wie schon die in den 1880er und 1890er Jahren vom Verein für Socialpolitik in Auftrag gegebenen empirischen Erhebungen³, so standen auch alle nachfolgenden Studien über Hausindustrie und Heimarbeit⁴ in Deutschland im Zeichen heftiger sozialpolitischer Auseinandersetzungen über die Notwendigkeit, Möglichkeit und Wünschbarkeit der Erhaltung und staatlichen Regulierung dieser gewerblichen Produktionsform. Die Debatten waren zunächst stark beeinflusst von der Überzeugung, die Güterproduktion in Handwerk und Hausindustrie sei in der Konkurrenz zur effizienteren Fabrik- und Werkstattproduktion zum Untergang verurteilt. Bürgerliche Sozialreformer und Sozialdemokraten zeichneten ganz im Sinne dieser Prognose die Situation der von Heimarbeit lebenden Familien als schwarzes Bild wachsenden Elends und als unausweichliche Konsequenz der ruinösen Konkurrenz von fortgeschrittener kapitalistischer Produktionsorganisation. Dieses Bild des unaufhaltsamen Untergangs der Familien-Hausindustrie erhielt seit den 1890er Jahren entscheidende Korrekturen, als das schnelle Anwachsen der fast ausnahmslos von Frauen ausgeführten städtischen Heimarbeit als neues, vom Trend abweichendes Phänomen vermehrt öffentliche Aufmerksamkeit erlangte. Hierzu forderte eine sehr aktive Gruppe sozial engagierter bürgerlicher Frauen nachdrücklich auf. Diese Frauen setzten den öffentlichen *common-sense*-Redeweisen über Frauenerwerbsarbeit fundierte empirische Studien entgegen, mischten sich mit ihren Forschungsergebnissen wirkungsvoll in die sozialpolitischen Debatten ein, engagierten sich u. a. auch für den als christliche Gewerkschaft 1900 gegründeten Gewerkverein der Heimarbeiterinnen und mobilisierten politischen Druck für eine Heimarbeitsschutz-Gesetzgebung.⁵

3 Die deutsche Hausindustrie, 5 Bände, Leipzig 1889, 1891 (= Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bände 39–42, 48); Hausindustrie und Heimarbeit in Deutschland und Österreich, 4 Bände, Leipzig 1899 (= Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bände 84–87).

4 Zur Begriffsgeschichte vgl. jüngst Peter Kriedte, Hausindustrie. Bemerkungen zu einem gewerbe-geschichtlichen Begriff, in: Friedrich Lenger Hg., Handwerk, Hausindustrie und die historische Schule der Nationalökonomie. Wissenschafts- und gewerbe-geschichtliche Perspektiven, Bielefeld 1998, 105–131.

5 Vgl. hierzu den Beitrag von Eva Schöck-Quinteros in diesem Heft.

Dabei benutzten sie als öffentliche Bühne die im kaiserlichen Deutschland zur Information und Mobilisierung der öffentlichen Meinung beliebten Kongresse und Ausstellungen. Die Kampagne für eine gesetzliche Regulierung der Heimarbeit starteten die sozialistischen Gewerkschaften 1904 in Berlin mit einem Kongreß und einer kleinen Ausstellung zum Thema Heimarbeit. 1906 folgte in Berlin eine große publikumswirksame Heimarbeitsausstellung, die unter starker Beteiligung von Frauen von der Gesellschaft für Soziale Reform in Zusammenarbeit mit den liberalen, christlichen und sozialistischen Gewerkschaften organisiert worden war. Die beiden Berliner Initiativen wirkten als Katalysator für eine dritte Ausstellung 1908 in Frankfurt am Main, die darauf abzielte, das beschworene Bild vom Elend der Heimarbeit zu korrigieren. Ein weitere Heimarbeitsausstellung wurde 1925 in Berlin wiederum von der Gesellschaft für Soziale Reform in Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften ausgerichtet.⁶ Alle Ausstellungen waren begleitet von zahlreichen empirischen Forschungsarbeiten und Veröffentlichungen.

Die öffentlichen Kampagnen ebneten und begleiteten den Weg zu der am 19. Juli 1911 beschlossenen Einbeziehung aller Heimarbeitenden in die gesetzliche Krankenversicherung und der am 20. Dezember 1911 erfolgten Verabschiedung des letztlich enttäuschenden Hausarbeitgesetzes. Das Gesetz regelte weder die Einrichtung von Lohnämtern noch die Festlegung eines Lohnminimums, sondern nur für jede Branche und Region, in der Heimarbeit üblich war, die zeitlich nicht festgelegte Bildung von Fachausschüssen, in denen Arbeitgeber, Arbeitnehmer und neutrale Personen zu Gesprächen zusammenkommen sollten. Das Gesetz brachte den Heimarbeitenden in erster Linie eine verschärfte Kontrolle durch die Gewerbeaufsicht und als einzigen deutlichen Zugewinn, daß Arbeitgeber von nun an verpflichtet waren, die für verschiedene Teilarbeiten geltenden Stücklöhne bekanntzumachen. Zu einer staatlichen Lohnregulierung kam es im Ersten Weltkrieg, als in Heeresaufträgen für Bekleidung Minimallöhne für Heimarbeit verbindlich festgelegt wurden. Das Heimarbeitsgesetz vom 27. Juni 1923 sah zwar keine gesetzliche Festlegung von Minimallöhnen in der Heimarbeit vor, räumte den Fachausschüssen aber zusätzlich das Recht ein, die in einer Region und Branche üblichen Stücklöhne bekanntzugeben und Entgelte unterhalb des orts- und berufsüblichen Lohnniveaus aufzuheben. Als die Nationalsozialisten generell die Tarifautonomie aufgehoben und die Festsetzung von Lohnstarifen der staatlichen Verwaltung überantwortet hatten, kam es am 23. März 1934 zu einer entsprechenden Novellierung des Heimarbeitsgesetzes.⁷

Seit der Jahrhundertwende hatten zwei Argumentationsrichtungen die Diskussion über Heimarbeit bestimmt.⁸ Die erste und ältere Argumentation folgte der Annahme, daß die Verallgemeinerung des Kapita-

6 Vgl. Frieda Wunderlich, Die Deutsche Heimarbeiterausstellung 1925, Jena 1927 (= Paul Arndt Hg., Heimarbeit und Verlag in der Neuzeit, Heft 9).

7 Vgl. Ernst Fähndrich, Der Entgeltschutz in der deutschen Heimarbeit, Jena 1935 (= Arndt, wie Anm. 6, Heft 20).

8 Vgl. Käthe Gaebel, Die Heimarbeit. Das jüngste Problem des Arbeiterschutzes, Jena 1913, u. Marie Simon, Der wissenschaftliche Streit über die Berechtigung der Heimarbeit, Jena 1931 (= Arndt, wie Anm. 6, Heft 19).

lismus zur wachsenden Verelendung derjenigen Arbeiter führe, die ohne den Schutz starker Gewerkschaften weiterhin in rückständigen Regionen mit veralteten Technologien gewerbliche Güter für den Markt produzierten. An diese Diagnose anknüpfend, entwickelten bürgerliche Sozialreform und Sozialdemokratie ähnliche Vorschläge, um die Situation der Heimarbeitenden zu verbessern: die Erweiterung der Sozialversicherungspflicht für Heimarbeitende, die öffentliche Bekanntgabe der jeweils üblichen Stücklöhne, die Festlegung eines Lohnminimums, Gewerbeinspektionen auch für Heimarbeitsplätze, bessere Schul- und Berufsbildung, finanzielle Unterstützungen zur Anschaffung moderner Arbeitsgeräte. Sozialisten und bürgerliche Sozialreformer waren sich einig darin, daß heimarbeitende Menschen hilflose und daher schutzbedürftige Opfer ausbeuterischer Kapitalisten bzw. grausamer kapitalistischer Strukturzwänge seien. Höchst unterschiedlich waren allerdings die Ziele, die beide Gruppierungen mit dem gesetzlichen Schutz für Heimarbeit verfoligten.

In der sozialdemokratischen Vorstellung galt Heimarbeit mit ihrem Hungerlohn als schädliche Lohnkonkurrenz. Ihr Ziel war, die Agonie einer ihres Erachtens zum Untergang verurteilten Produktionsform abzukürzen und die Heimarbeitenden so schnell wie möglich in klassenbewußte Fabrik- und Werkstattarbeiter umzuwandeln. Hierzu sollte die geforderte staatliche Regulierung der Heimarbeit einen wirksamen Hebel bieten. Denn die Festlegung eines Lohnminimums, die Pflicht zur Sozialversicherung sowie gesetzliche Hygiene- und Unfallschutzvorschriften würden die Kosten erhöhen, die Heimarbeit damit wirtschaftlich weniger interessant machen und Unternehmer veranlassen, in höher entwickelte Produktionsformen zu investieren.

Im Gegensatz hierzu sahen bürgerliche Sozialreformer, unter ihnen auch die Frauen der bürgerlichen Frauenbewegung, im gesetzlichen Schutz der Heimarbeit einen erfolgversprechenden Weg, um das in der Heimarbeit herrschende Elend zu bekämpfen und Heimarbeit gleichzeitig dort, wo sie gesellschaftlich wünschenswert erschien, zu erhalten. Dieses war vor allem die Strategie der Sozialreformerinnen, denen es in erster Linie um die heimarbeitenden Mütter und Hausfrauen ging. Sie lavierten zwischen den sozialpolitischen Linien. Einerseits hielten auch sie Heimarbeit auf lange Sicht weder für Männer noch für Frauen, die keine Familienangehörigen zu versorgen hatten, für erstrebenswert, da alle anderen Arbeitsplätze bessere Arbeits- und Lohnbedingungen boten. Andererseits aber lenkten sie die Aufmerksamkeit nachdrücklich auf die große Gruppe der verheirateten und unverheirateten Frauen, die Gelderwerb mit Familien- und Hausarbeit verbinden mußten. Dabei hatten sie vornehmlich die verzweifelte Situation derjenigen Mütter und Hausfrauen in den Städten im Blick, die das dringend benötigte Geld mit Heimarbeit für die Bekleidungs- und Wäscheindustrie verdienten. Denn, so argumentierten sie, solange Teilzeitarbeit in Fabriken, Büros oder Einzelhandelsgeschäften überhaupt nicht oder nicht in Wohnungsnähe erreichbar sei, bleibe für familiengebundene, erwerbsuchende Frauen, die weder einen ganzen Tag in die Fabrik gehen noch für andere Menschen putzen oder waschen wollten, die Heimarbeit trotz der besonders schlechten Erwerbsbedingungen die attraktivste Form der Er-

werbsarbeit. Auch die Reformerrinnen waren überzeugt, daß Heimarbeiterinnen nicht aus eigener Kraft eine Verbesserung ihrer Arbeits- und Lebenssituation durchzusetzen vermochten und deshalb dringend der Unterstützung von außen bedurften – lastete auf ihnen doch zusätzlich zur Bürde durch Familienpflichten noch der doppelte Fluch eines Erwerbsarbeitsplatzes in der eigenen Wohnung und eines ohnehin miserabel bemessenen weiblichen Lohn-Leistungsniveaus. Die Reformerrinnen schlugen deshalb stellvertretend öffentlich Alarm gegen den Übelstand, daß vornehmlich die Mütter unter den Heimarbeiterinnen ihr eigenes und das Wohlergehen ihrer Familien gefährden müßten, weil der Lohn des männlichen Familienernährers nicht ausreiche, seiner Familie ein erträgliches Auskommen zu sichern. Die Erhöhung der Ernährerlöhne sei zwar das Fernziel, doch solange viele Frauen gezwungen seien, gleichzeitig Haus-, Familien- und Erwerbsarbeit zu leisten, sei staatliche Intervention erforderlich, um für die Heimarbeit höhere Stücklöhne und die allgemeine Krankenversicherungspflicht durchzusetzen.⁹

Die zweite Argumentationsrichtung wurde seit 1908 publizistisch besonders wirkungsvoll von Paul Arndt, Professor für Nationalökonomie an der Universität Frankfurt am Main, vorgetragen. Er wandte sich sowohl gegen das Verelendungsargument als auch gegen die von den Sozialreformern vorgeschlagenen staatlichen Maßnahmen und betonte die Notwendigkeit, außer den Bedürfnissen der Heimarbeiter auch die der Unternehmer in Betracht zu ziehen. Er entwickelte das folgende Argumentations- und Analysemuster:

- Eine große Zahl von Arbeitskräften gibt der Heimarbeit den Vorzug. Diese sind meistens weniger arm als stets behauptet, da sie ihr Einkommen aus hausindustrieller Produktionsarbeit durch Einkommen aus einer kleinen Landwirtschaft, landwirtschaftlichem Tage-lohn, Untervermietung oder anderen Einkommensquellen ergänzen. Selbst Heimarbeiter, die 12 bis 16 Stunden am Tag arbeiten und dabei weitaus weniger verdienen als ein Fabrikarbeiter, ziehen es meistens dennoch vor, ihre Erwerbsarbeit in der eigenen Wohnung auszuüben, weil es ihnen nur dort möglich ist, als selbständige Produzenten zu arbeiten, die Arbeitskapazität der gesamten Familie einzubeziehen, pro Tag zwei bis vier Wegstunden einzusparen und mit weniger Geld für Nahrung und Kleidung auszukommen.
- Das in der Hausindustrie zweifellos auch vorhandene große Elend ist nicht dem Verlagssystem anzulasten. Die Armut resultiert zum einen daraus, daß pauperisierte Heimarbeiterfamilien in den Armutregions karger Bergdörfer oder in Industrieregions mit generell besonders niedrigem Lohnniveau wohnen. Sie ist zum andern die Folge einer nur beschränkten individuellen Erwerbsfähigkeit, verursacht durch Invalidität bzw. Alter oder die erschwerte Erwerbs-situation, der eine Witwe, eine Mutter mit kleinen Kindern oder eine jede andere Person ausgesetzt ist, die für zu viele Kinder den Unterhalt durch Heimarbeit verdienen muß. In allen diesen Lebensverhältnissen ist Heimarbeit die einzige Möglichkeit, durch Lohnarbeit wenigstens ein kleines Einkommen zu erzielen.

9 Vgl. dazu ausführlich den Beitrag von Eva Schöck-Quinteros in diesem Heft.

- Die in allen Nationalökonomien verbreitete Heimarbeit ist durchaus zu begrüßen. Denn sie bietet in armen landwirtschaftlichen Regionen gewerbliche Zuverdienstmöglichkeiten und damit eine Alternative zur Abwanderung in die Städte oder nach Übersee. Sie eröffnet auch Arbeitskräften mit eingeschränktem Arbeitsvermögen ein gewisses Lohneinkommen. Vor allem aber sind die Familien von Hausindustriellen, Handwerkern und Bauern weitaus besser als Fabrikarbeiterfamilien in der Lage, auch in Industriegesellschaften immer erneut die Menschen der nachwachsenden Generation zu Sittlichkeit und Arbeitsamkeit zu erziehen.
- Deshalb sind sozialpolitische Reformgesetze für den Bereich der Heimarbeit von zweifelhaftem Nutzen. Sofern sie überhaupt eine Wirkung haben, erhöhen sie die Lohnkosten für Heimarbeit und drohen damit letztlich das gesamte sozial so wertvolle System der familienzentrierten gewerblichen Produktion zu zerstören.¹⁰

Seine Argumentation ließ Arndt durch eine Serie von lokalen und branchenspezifischen Fallstudien stützen. Die Fallstudien berücksichtigten und bestätigten ihrerseits das von ihm entwickelte Argumentations- und Analysemuster. Die für die Frankfurter Heimarbeitsausstellung im Jahre 1908 durchgeführten 82 Fallstudien über Heimarbeit in der Rhein-Main-Region veröffentlichte Arndt 1909, 1911 und 1913/14 in drei umfangreichen Bänden. Nach dem Weltkrieg regte er weitere Studien über die Vielfalt und Entwicklung der Heimarbeit in Deutschland an und publizierte diese 20, zumeist dünnen Einzelhefte zwischen 1922 und 1935 in der Reihe „Heimarbeit und Verlag in der Neuzeit“. Diese Publikationen liefern bemerkenswertes Material über Langzeitentwicklungen und damals aktuelle Erscheinungsformen von Heimarbeit in verschiedenen Regionen, Städten, Dörfern und Branchen. Untersucht wurden für unterschiedliche Waren die jeweils spezifischen Bedingungen ihrer Herstellung und Vermarktung und die höchst unterschiedlichen Gruppen der jeweils in der Heimarbeit Tätigen. Unter ihnen gab es sowohl kleine Landwirte als auch qualifizierte Handwerker, die Zusammenarbeit ganzer Familien ebenso wie die Individualarbeit einzelner Männer oder Frauen. Ein jeder Fall wurde detailliert beschrieben, um zu zeigen, daß sich jede Verallgemeinerung über Heimarbeit und Verlagssystem weit von der komplexen Wirklichkeit entferne, daher unweigerlich ein falsches Bild zeichne und zu falschen Schlußfolgerungen führe. Allen Studien gemeinsam aber ist eine offensichtlich genormte Wahrnehmung und Deutung der Heimarbeitsfamilie.

Wirklichkeit nach Maßgabe normierender Muster

Einige besonders augenfällige Beispiele für diesen „generalisierenden“ Blick seien nun vorgestellt. Meine Argumentation wird darauf hinauslaufen, daß es kein brauchbares quellenkritisches Werkzeug und damit

10 Paul Arndt, Die Lage der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet. Ergebnisse der Untersuchungen, in: ders., Hg., Die Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet, III, Teil 2, Jena 1914, 575–679.

keine Chance gibt, bei diesem hochinteressanten Quellenmaterial zu unterscheiden zwischen den erkenntnisleitenden Vorstellungen der Forschenden und den von diesen beobachteten und schreibend dargestellten Wirklichkeiten, denen ihr Interesse gegolten hat. Es muß offen bleiben, ob wir die Muster der Wahrnehmung oder die Muster, nach denen die beforschten Menschen ihr Leben gedeutet und gelebt haben, vorgeführt bekommen.

Ich konzentriere meine Diskussion auf Berichte, in denen es um hausindustrielle Familien geht. Familien, in denen allein die Ehefrau Heimarbeit leistet, bleiben unberücksichtigt. Die genormte Wahrnehmung hausindustrieller Familien folgt der Inszenierung einer Idylle, die Tradition hat. Sie gewinnt ihre Tiefenschärfe aus der Gegenüberstellung von Hausindustrie und Fabrikindustrie. Diese wird 1891 in einem Handbuch so vorgestellt:

Vergleicht man die Hausindustrie mit der Fabrikindustrie als Betriebsform vom socialpolitischen Standpunkte, so hat sie unleugbar dieser gegenüber für die Arbeiter und ihr Familienleben erhebliche Vorteile. Die Arbeit ist eine Arbeit in der Familie. Eltern und Kinder, Ehegatten sind nicht getrennt. Der Vater kann die Erziehung seiner Kinder leiten und ihre Ausbildung überwachen, die Frauen können für ihren Haushalt und ihre Kinder sorgen, die Mädchen stehen unter der Kontrolle (sic) und dem Schutz der Familie.¹¹

Auf diese Passage folgt die Aufzählung weiterer, direkt mit dem Arbeitsvollzug verbundener Vorteile und anschließend die der Nachteile. Letztere schließt mit dem Satz:

Aber alle diese Nachteile, so schwer sie auch wiegen, sind doch nicht der Art, daß nicht die Hausindustrie ihrer Natur nach für die socialen Verhältnisse der Arbeiter als die an sich günstigere Betriebsform erschiene. Von diesem Gesichtspunkte aus wäre es daher wünschenswert, dieselbe zu konservieren, wo sie besteht, und dazu möglichst auszudehnen.¹²

Wider besseres Wissen, daß eine solche rückwärts gewandte Vision am Ende des 19. Jahrhunderts gegen die unmittelbar anschließend erläuterte wachsende Konkurrenz der Fabrikindustrie schwerlich Realisierungschancen hätte, wird hier die soziale Idylle der Erwerbsfamilie ausgemalt. Es wird eine auch für den bürgerlichen Autor mit Sicherheit bereits obsolet gewordene normative Ordnung der Geschlechter- und Generationenverhältnisse bekräftigt, die unter der Anleitung und Kontrolle des Vaters die Familiengemeinschaft als Arbeits- und Schutzgemeinschaft zusammenschließt. Familien mit hausindustrieller Erwerbsarbeit, an deren „wirklicher“ Existenz ich keinen Zweifel anmelde, dienen im breit angelegten sozialpolitischen Diskurs ganz offensichtlich als Material, um noch im 20. Jahrhundert dieses Bild immer wieder und gemäß der nun geltenden Standards wissenschaftlich modernisiert mit liebevoll ausgeleuchteten Details zu reproduzieren. Diese These möchte ich anhand einiger Beispiel erhärten.

11 Gustav Schönberg Hg., Handbuch der Politischen Ökonomie, II, Tübingen ⁵1891, Zitat im Artikel über Gewerbe, 428.

12 Schönberg, Ökonomie, wie Anm. 11, 429f.

Erstes Beispiel: Zur Konstruktion des dominierenden Familienoberhauptes

Ein Dr. rer. pol. Carl Hofmann aus Hof in Oberfranken erläutert in seiner 1927 veröffentlichten Arbeit acht Beispiele, wie Heimweber damals in Oberfranken lebten und arbeiteten, und zieht aus dem so vorgestellten Material verallgemeinernde Schlüsse. Sein achttes Beispiel sei vollständig zitiert:

Weber H., Wüstenfelbitz.

Alter: 46 Jahre.

Familienverhältnisse: Ist verheiratet und hat 7 Kinder im Alter von ca. 20, 18, 16, 10, 8, 7 und 4 Jahren. Die Frau des Webers ist 48 Jahre alt. Diese Familie ist eine der wenigen kinderreichen Handweberfamilien, die man heute noch vorfindet.

Besitzverhältnisse: Eigenes Haus mit 2 großen, hellen Stuben, 3 Tagwerk Feld und 1 Kuh. Eine Stube ist an einen anderen Weber vermietet, welcher dafür jährlich ca. Mk. 60.– Miete bezahlt.

Wohnungsverhältnisse: Die Arbeitsstube mit ca 25 qm Fläche und 2,50 m Höhe (69,5 cbm Luftraum) dient zugleich als Wohn- und Kochraum. Darin sind 2 breite Webstühle aufgestellt, die ca 12 qm Fläche beanspruchen. Die Stube ist außerordentlich gut zur Weberei geeignet, da sie sehr hell ist und an 3 Seiten Fenster hat. Der gemeinsame Schlafraum der Familie auf dem Dachboden ist für 9 Personen etwas zu knapp. Zudem herrscht Mangel an Betten, sodaß 2 Kinder in 1 Bett schlafen müssen.

Gesundheitsverhältnisse: Trotz kärglicher Lebenshaltung sind diese durchaus gut, was sich auch äußerlich an dem gesunden Aussehen des Webers und seiner Kinder zeigt. Nur die Frau des Webers sieht sehr gealtert aus, ist aber bei voller Gesundheit.

Arbeits- und Einkommensverhältnisse: Der Vater fertigt auf einem breiten Jacquardwebstuhl sog. Waffeltuch aus Wolle und verdient damit bei täglich 12- bis 14stündiger Arbeitszeit durchschnittlich Mk. 25.– pro Woche, während die Mutter auf einem zweiten breiten Webstuhl wollene Streichgarntücher webt und bei täglich 8- bis 10stündiger Arbeitszeit durchschnittlich Mk. 18.– pro Woche verdient, sodaß sich das durchschnittliche Bruttowochen-einkommen aus der Handweberei auf Mk. 43.– stellt. Im Nebenberuf ist der Weber noch Fleischbeschauer und verdient damit monatlich ein paar Mark. Zettel und Schuß wird von den beiden Töchtern des Webers (16 und 18 Jahre) in täglich 6- bis 10stündiger Arbeitszeit gespult. Auch die 3 Knaben im Alter von 7, 8, und 10 Jahren werden des öfteren 3 bis 4 Stunden am Tage zum Spulen herangezogen. Die 18jährige Tochter versorgt neben dem Spulen den Haushalt, da die Mutter den ganzen Tag mit dem Weben beschäftigt ist. Die Wohnstube ist so sauber gehalten, als es eben bei dem Betriebe der Handweberei auf 2 Webstühlen und der großen Kinderzahl möglich ist. Der älteste Sohn (ca. 20 Jahre) arbeitet bei einer mech. Weberei in Münchberg und verdient dort wöchentlich durchschnittlich Mk. 20.– bis 25.–, sodaß sich das wöchentliche durchschnittliche Bruttoarbeitseinkommen dieser Familie auf Mk. 65.– bis 70.– stellt. Von diesem Betrage sind ca. Mk. 4.– bis 5.– wöchentlich für die Kosten der täglichen Bahnfahrt des Sohnes zum Fabrikort, Krankenkasse, Invalidenversicherung usw. abzurechnen. Nach den Angaben des Webers treffen vom wöchentlichen Nettoarbeitseinkommen dieser Familie auf jeden Kopf ca. Mk. –.90 bis 1.– pro Tag zum Leben. Daneben bezieht die Familie noch ein kleines Nebeneinkommen aus der Landwirtschaft, indem sie Kartoffeln, Milch usw. nicht zu kaufen braucht.¹³

13 Carl Hofmann, Die Hausweberei in Oberfranken, Jena 1927 (= Arndt, wie Anm. 6, Heft 12), 209 u. 211, 210 zeigt Tabelle.

Hier interessiert nur die implizite Botschaft dieser Schilderung. Aus der Perspektive des Autors – aber vielleicht auch aus der Perspektive des Gatten und Vaters und selbst der eigenen Gattin und Mutter sowie der Kinder? – ist der 46jährige Mann als Haushaltsvorstand nicht nur die Referenzperson, sondern auch hinsichtlich Arbeit und Einkommen die wichtigste Person. Er hat die Kinder. Die Frau wird ausschließlich als seine Ehefrau vorgestellt, er aber nicht als ihr Ehemann. Der Wohnraum wird in der Hauptsache als der Arbeitsplatz der Hausweberei charakterisiert. Es gibt keine Informationen darüber, ob und wie derselbe Raum auch als Arbeitsplatz für das Kochen, Waschen, Nähen etc. und als Aufenthaltsraum dient. Die Art und Weise, wie Informationen aufgelistet oder ausgeblendet werden, folgt den normativen Regelungen einer geschlechts- und altersspezifischen Teilung und Hierarchisierung des Arbeitens für das Familieneinkommen. Als wichtigster Geldverdiener gilt der Vater. Der erwachsene Sohn wird mit seinem etwa gleich hohen (überraschenderweise nicht höheren) Lohn aus der Fabrik erst am Ende der Auflistung erwähnt. Weil der Vater jedoch als Fleischbeschauer zusätzlich Geld verdient, erscheint sein Platz als Höchstverdiener der Familie unangefochten. Der Autor hatte offenbar Schwierigkeiten, die ebenfalls durch Webarbeit Geld verdienende Ehefrau zu plazieren. Die Norm will, daß die Frau weniger verdient als ihr Ehemann. Das stimmt für die Endsumme. Doch rechnet man das wöchentliche Einkommen der Frau auf ihren Verdienst pro Stunde um, dann bleibt sie im Weben nicht hinter dem Ehemann zurück. Sie ist offenbar ebenfalls eine hochqualifizierte Weberin. Der Autor erwähnt, daß sie den ganzen Tag am Webstuhl arbeitet. Er tut dieses aber nur, um zu entschuldigen, daß nicht sie, sondern eine der Töchter die Hausarbeit erledigt. Eine Zeile vorher war ohne nähere Begründung jedoch zu lesen, daß ihr „ganzer Tag“ am Webstuhl um zwei bis sechs Stunden kürzer ausfällt als der des Ehemannes. Es fehlt jede Information darüber, wie die Frau die webstuhlfreie Zeit nutzt. Die Wahrnehmung des Forschers ist ausschließlich auf die Lohnarbeit fixiert. Einzig der Hinweis, daß die Tochter den Haushalt versorgt, weicht hiervon ab und ergibt sich für den Autor offenbar aus der Notwendigkeit, in dem entworfenen Bild auch die Rolle der Hausfrau und Mutter unterzubringen. Ansonsten erfahren wir nichts über die Arbeit, die zur Versorgung der Kuh, für den Garten und möglicherweise auch für den vermieteten Raum nebst Mieter aufgewendet werden muß, obgleich alle diese zusätzlichen Einkommensquellen der Familie genannt werden.

Es könnte durchaus sein, daß das wissenschaftlich entworfene Bild mit dem gesund erscheinenden, leistungsstarken Weber an der Spitze seiner ihm nachgeordneten Familie in erster Linie den normativen Entwurf von einer Heimarbeiterfamilie hineinprojiziert in die wie immer geartete und geordnete Lebenswirklichkeit dieser Familie. Wir haben nicht die Möglichkeit, im nachhinein zu bestimmen, was jenseits der Beobachtung und Aufzeichnung unseres Autors eine „wirklichere“ Wirklichkeit dieser Weberfamilie gewesen sein könnte. Selbst wenn wir die Schlußfolgerungen, die der Autor aus seinen Feldforschungen zieht, als ausschließlich ideologische Feststellungen bewerten wollen, können wir dennoch seine Sicht der Verhältnisse im nachhinein nicht korrigieren.

Der Autor stellt uns in seiner zusammenfassenden Auswertung die Weberfamilie als eine sich gegenseitig unterstützende Gruppe von Menschen vor und erklärt diesen Zusammenhalt als den größten Vorzug der Heimweberei, die die Häuslichkeit befördere und einen geordneten Haushalt ermögliche. Sein negatives Gegenbild ist die Fabrikarbeiterfamilie. Wenn Mann und Frau beide in die Fabrik gingen, zerfalle deren Häuslichkeit. Der Heimarbeiter aber könne sich, selbst wenn die Ehefrau ebenfalls als Heimweberin arbeitet, stets eines frisch zubereiteten Mahles, der Sauberkeit und Ordnung seines Heimes erfreuen. Auch diese Vorzüge werden ausschließlich aus der Sicht des Ehemannes vorgestellt. Einzig die Behauptung, Kinder im Heimweber-Haushalt erhielten eine bessere Erziehung, wird verknüpft mit dem Beispiel der beiden arbeitsamen und geschäftigen Eltern, welches die Kinder frühzeitig zur Wertschätzung von Arbeit, Pflichtgefühl und Sittlichkeit erziehe.

Zweites Beispiel: Zur Konstruktion der naturgemäß nach Geschlechtern geteilten Arbeit

Anders als in der hausindustriellen Weberei, in der mehrere Personen Vor- und Zuarbeit zur Webarbeit leisten können, gibt es bei der in Heimarbeit ausgeführten Spitzenklöppelei, über die 1922 ein Dr. Franz Slosarek für das landwirtschaftlich wenig ertragreiche Gebiet des deutsch-böhmischen Erzgebirges eine Studie publiziert hat, nur Individualarbeit, die allenfalls nach Schwierigkeitsgrad unterschieden ist.

[Da] das Spitzenklöppeln die einzige Verdienstgelegenheit der Bevölkerung bildet ... müssen sich ... alle Familienmitglieder daran beteiligen, Kinder und Greise, Männer und Frauen. ... Es mag überraschen, daß sich oft auch Männer an der Klöppelei beteiligen, die doch ihrem Charakter nach vorzüglich Frauenarbeit darstellt. ... Aber besonders im Winter, wo Tagelöhnerarbeiten, welche den Männern während der Sommermonate einigen Verdienst gewähren, nicht in Betracht kommen, wird auch von Männern viel geklöppelt, natürlich nur in solchen Gegenden, wo die Spitzenklöppelei die einzige Erwerbsmöglichkeit ist. ... Ausnahmsweise kommt es vor, daß Männer auch im Sommer als Klöppler tätig sind, und zwar dann, wenn sie ihre sonstige Beschäftigung verloren haben, oder wenn eine günstige Konjunktur starke Nachfrage nach Spitzen hervorruft.¹⁴

An späterer Stelle wird hinzugefügt:

Für die Lebenshaltung ist hier weniger das Einkommen des einzelnen, als vielmehr der Verdienst der ganzen Familie maßgebend. Wohl lebt ein großer Teil der Familienangehörigen von der Spitzenklöppelei; manche aber, besonders die Männer in den Sommermonaten, ziehen auch aus anderen Beschäftigungen ihren Erwerb. Die Größe des gesamten Familieneinkommens ... richtet sich natürlich zunächst nach der Zahl der mitverdienenden Familienangehörigen.¹⁵

14 Franz Slosarek, Die Heimarbeit in der Spitzenindustrie des deutsch-böhmischen Erzgebirges, Jena 1922 (= Arndt, wie Anm. 6, Heft 3), 24.

15 Slosarek, Heimarbeit, wie Anm. 14, 42.

Warum die Männer außer der Klöppelei auch Wald- und Tagelöhnerarbeiten sowie Torfstecherei übernehmen, obwohl sie dort kaum höhere Löhne erzielen, wird einzig mit dem Hinweis ausgestattet, „daß es sich meist um schwere Arbeiten handelt, die nur für Männer in Betracht kommen“ und „in Zeiten schlechten Geschäftsganges in der Klöppelei“ ein zusätzliches Einkommen ermöglichen. Der Autor hat offensichtlich Schwierigkeiten damit, daß auch Männer die von ihm deutlich als Frauenarbeit markierte Klöppelarbeit tun. Wiederum ist im nachhinein nicht zu entscheiden, ob Männer generell im Sommer möglichst männlich markierten Tagelöhnerarbeiten nachgingen, oder ob Slosarek die wenigen, die dieses tun, mit großer Erleichterung registriert und herausgestellt hat, ohne im übrigen zu erörtern, wie die bei Waldarbeiten rauh und grob gewordenen Männerhände anschließend wieder für feine Klöppelarbeiten geschickt sein können.

Auch für die erzgebirgischen Spitzenklöppler wird der „Einfluß, den die Heimarbeit auf die Festigung der Familienbande ausübt“¹⁶, in ausdrücklicher Absetzung zur Fabrikarbeit positiv vermerkt, wenngleich im Hinblick auf die im Sommer aushäusig arbeitenden Männer mit einer bemerkenswerten Einschränkung:

Es ist natürlich, daß dort, wo die ganze Familie tagein und tagaus bei der gleichen Arbeit um die Eltern, zumindest aber um die Mutter geschart ist, auch der Zusammenhalt untereinander gestärkt wird. Die Kinder sind der steten Aufsicht und Einwirkung der Eltern unterworfen; die Mutter kann trotz ihrer Erwerbstätigkeit den Haushalt besorgen, und die männlichen Familienmitglieder finden, wenn sie, wie z. B. im Sommer, außerhalb des Hauses tätig sind, nach Beendigung ihrer Tätigkeit ein wohlbestelltes Heim.¹⁷

Dieses Zitat zeigt überdeutlich, wie ungeschickt sich der Autor aus der Zwickmühle herauswindet, trotz der offenbar starken Angleichung der Geschlechterpositionen einerseits dem normativen Muster der natürlich erachteten Teilung der Arbeit nach Geschlechtern und andererseits dem Modell der hausindustriellen Familie als integrierter Erwerbs- und Lebensgemeinschaft gleichzeitig seinen Tribut zu zollen.

Drittes Beispiel: Die Konstruktion des männlichen Haupt- und weiblichen Nebenberufes

In einer Fallstudie über Heimarbeit in der Gießener Zigarrenindustrie von 1923 erfahren wir, daß in der Stadt Gießen und den 35 umliegenden Dörfern die Zahl der in Heimarbeit beschäftigten Arbeitskräfte von 2211 im Jahre 1890 auf 3287 im Jahr 1895 und schließlich auf 3500 im Jahre 1913 anstieg. Heimarbeit verbreitete sich in dieser Branche erst seit den 1880er Jahren. 1913 leisteten bereits 17% aller in der Zigarrenindustrie Tätigen Heimarbeit. Während des Ersten Weltkrieges kam es fast zu einem Zusammenbruch dieses Industriezweiges. 1921 zählten zur Gießener Zigarrenindustrie wieder 2095 Arbeitskräfte, und zwar 292 Männer und 1803 Frauen. Von den Männern arbeiteten nur vier, von den

¹⁶ Slosarek, Heimarbeit, wie Anm. 14, 42.

¹⁷ Slosarek, Heimarbeit, wie Anm. 14, 54.

Frauen 142 zu Hause. Heimarbeiterinnen und Heimarbeiter waren fast ausnahmslos verheiratet. Sie mußten jeden Morgen entweder zur Fabrik in der Stadt oder zu deren Niederlassung im Dorf gehen, um die Arbeit des Vortages abzuliefern und neues Rohmaterial entgegenzunehmen.¹⁸

Seipp beschreibt die Arbeitsbedingungen und hebt das Überwiegen der Frauen unter den Arbeitskräften hervor. Dabei entwickelt er zwei Argumente. Das erste lautet folgendermaßen:

Die Fabrikanten stellen ebenso gern weibliche wie männliche Personen ein, da bei der Arbeit in der Tabakindustrie an die körperliche Kraft keine so großen Ansprüche gestellt werden. Es kommt vielmehr auf die Fertigkeit der Hände an, welche Mädchen ebenso gut erwerben können, wie Männer.¹⁹

Einige Seiten später erfahren wir, daß in dieser Region die weiblichen Tabakarbeiterinnen früher zur landwirtschaftlichen „Überschußbevölkerung“ gehörten und auch jetzt noch einige landwirtschaftliche Arbeiten übernehmen. Dann fährt der Autor mit seinem zweiten Argument fort:

Meistens geben die Heimarbeiterinnen ihre Tätigkeit als Hauptberuf an. Das trifft aber nur in ganz wenigen Fällen zu. In der Regel hat der Mann einen Handwerksberuf, und der Verdienst der Frau wird dazu benutzt, die Lebenshaltung zu verbessern.²⁰

Der Autor ist ganz offensichtlich überzeugt, daß es für eine verheiratete Frau nicht akzeptabel, ja unmöglich ist, die bezahlte Heimarbeit zu ihrem Hauptberuf zu erklären. Ihn interessiert nicht, aus welchem Grund die Zigarrenarbeiterinnen ihre Heimarbeit als Hauptberuf angaben und ob ihre Aussagen nur einer Verwirrung über geltende statistische Kategorien Ausdruck gaben.

Dasselbe gilt auch für eine der Schlußfolgerungen, mit denen Paul Arndt selbst 1914 die Hauptergebnisse der von verschiedenen Autoren und Autorinnen durchgeführten Fallstudien zur Heimarbeit im Rhein-Main-Gebiet zusammenfaßte:

Ziemlich scharf war die Trennung zwischen Männer- und Frauenarbeit. Heimarbeitszweige, in denen beide Geschlechter genau dieselben Leistungen vornahmen und so miteinander in Wettbewerb traten, fanden sich nur selten. In einigen Zweigen (wie Nagelschmiederei, Holzschnitzerei, Möbelschreinerei) kommt fast nur Männerarbeit vor; in anderen (wie Weberei, Herrenkonfektion, Töpferei) werden Frauen, namentlich die Ehefrauen, von den Männern zu Hilfsleistungen herangezogen; in den weitaus meisten Zweigen herrscht die Frauenarbeit vor. Soweit in den letzten Erwerbszeigen überhaupt gelegentlich Männerarbeit anzutreffen ist, ist es fast immer eine solche von wenigen Greisen, Kranken, Invaliden und Krüppeln, die nicht imstande sind, zu leisten, was sonst von Männern erwartet wird, manchmal auch von Arbeitslosen und Jugendlichen.

Die Männer sind fast immer ausschließlich oder wenigstens im Hauptberuf Heimarbeiter. Als Nebenberuf kommt bei ihnen am häufigsten die Landwirtschaft vor. Zuweilen ist allerdings der landwirtschaftliche Betrieb so bedeutend, daß die Heimarbeit nur als Nebenberuf erscheint. Bei den Frauen,

18 Ludwig Seipp, Die Heimarbeit in der Gießener Zigarrenindustrie, Jena 1923 (= Arndt, wie Anm. 6, Heft 4).

19 Seipp, Zigarrenindustrie, wie Anm. 18, 35.

20 Seipp, Zigarrenindustrie, wie Anm. 18, 50.

namentlich bei den verheirateten oder den im elterlichen Hause lebenden, dient die Heimarbeit in der Regel dem Nebenerwerb. Nur bei der Minderheit, den unverheirateten, verwitweten, geschiedenen oder verlassenen, allein-stehenden Frauen, bildet die Heimarbeit den Hauptberuf.²¹

Es ist kaum zu übersehen, daß die im Zitat mitgeteilte Beobachtung angeleitet ist von normativen Vorstellungen darüber, wie Arbeit und Einkommen nach Geschlechtern geteilt sein sollen. Die begriffliche Unterscheidung zwischen „Haupt-“ und „Nebenberuf“ war für Zwecke der Berufs- und Gewerbezahlungen entwickelt worden, um dem Umstand Rechnung zu tragen, daß ein und dieselbe Person pro Tag, Woche oder im Wechsel der Jahreszeiten verschiedene Arbeiten ausführen und verschiedene Erwerbsquellen kombinieren kann. Diese Verfeinerung der Erhebungen korrigiert allerdings nicht eine andere, noch grundlegendere statistische Verzerrung. Da nur marktbezogene Erwerbsaktivitäten von Individuen registriert werden, bleibt durchgehend ausgeblendet, daß Menschen einer Familie die verschiedensten Einkommensmöglichkeiten kombinieren und nutzen, um für die Familiengruppe ein Auskommen zu erzielen. Obwohl Arndt selbst betont, daß Familien von eben dieser kombinierten Ressourcennutzung profitieren, wenn sie innerhalb des eigenen Haushaltes der Erwerbsarbeit nachgehen, verwendet er im zitierten Text unbesehen die Unterscheidung in Haupt- und Nebenberuf, um die Arbeits- und Lebenssituation innerhalb von Heimarbeitsfamilien geschlechtsspezifisch zu charakterisieren. Für Arndt scheint es eine Selbstverständlichkeit zu sein, daß eine Frau mit dem Akt der Eheschließung die Ehe bzw. Familie als ihren Hauptberuf erwirbt und daß es für die Ehefrau, zumindest solange sie verheiratet ist, neben diesem Hauptberuf, wenn überhaupt, dann Erwerbsarbeit nur als Nebenberuf geben kann. Diese Leitvorstellung veranlaßt Paul Arndt, selbst dann vom Nebenberuf zu sprechen, wenn unverheiratete Frauen, die bei ihren Eltern leben, Heimarbeit leisten. Ebenso selbstverständlich ist für ihn die noch ältere normative Vorstellung, daß der zu Hause arbeitende Handwerker seine Ehefrau als Gehilfin beschäftigt. Die von Arndt vorgenommene begriffliche Ordnung der in der Familiengruppe geleisteten Arbeit folgt einer sprachlichen Logik. Wenn die Mitglieder einer Familie bei der Güterproduktion hausindustriell zusammenarbeiten, gleichzeitig aber Erwerbsarbeit per definitionem einzig und allein Hauptberuf des verheirateten Mannes sein kann, dann sind folgerichtig die Ehefrau und alle weiteren Familienangehörigen als Nebenberufler oder Hilfskräfte des Mannes einzustufen. Für diese begriffliche Ordnung sind der tatsächliche Unterschied im Einsatz von Zeit und Qualifikation sowie deren jeweilige Relevanz für das Familieneinkommen irrelevant. In den Berufszählungen des 19. Jahrhunderts repräsentierte bis 1882 allein der Mann die Arbeit der Familienmitglieder. Dann wurden, allmählich immer konsequenter, dem erwerbstätigen Mann die „mithelfenden“ Familienmitglieder als statistische Größe zur Seite gestellt. Wie man an Arndt demonstrieren kann, entwickelte diese Zählkategorie zumindest in der Vorstellungswelt forschender Wissenschaftler und damit in deren empiri-

21 Arndt, Lage, wie Anm. 10, 583.

rischen Arbeiten wiederum ein hierarchisch geordnetes soziales Eigenleben, um dergestalt belebt vorgestellte Wirklichkeiten zu reproduzieren.

Die seit dem 19. Jahrhundert liebevoll gepflegten Bilder von der Hausindustrie regierten noch Jahrzehnte später die forschende Wahrnehmung. So ist in einer 1960 veröffentlichten Studie über die inzwischen mit elektrischen Bandstühlen betriebene hausindustrielle Bandweberei zu lesen:

Überall dort, wo der Hausindustrielle in einem (eigenen oder gemieteten) Werkraum in der Nähe seiner Wohnung arbeitet, ist die Mitarbeit der Ehefrau häufig zu finden. ... Da die Ehefrau nur als „mithelfende Familienangehörige“ gilt, schlägt sich das Ergebnis ihrer Arbeit nur im Einkommen ihres Ehemannes nieder. Genaue Zahlen über die Mitarbeit der Ehefrauen sind nicht bekannt. Im Ortsverein Dornber wirken bei insgesamt 65 Hausbandwebern 55 Hilfskräfte mit. Unter diesen sind 28 weibliche Familienangehörige, in der Mehrzahl Ehefrauen.²²

Auch der Hang zur Reproduktion der genormten Familienidylle hat sich gehalten. Seine Entsprechung in der Realität findet er zumindest dann, wenn der Arbeitsraum dicht bei der Wohnung liegt und möglichst von nur einem Bandweber genutzt wird:

Hier ist oft der Arbeitsplatz des Mannes noch stark in den Lebensraum der Familie integriert. Dies bedeutet nicht nur, daß der Arbeiter seine Mahlzeiten im Kreise der Familie einnehmen kann. Auch der Arbeitsraum selbst ist nicht ausschließlich durch die technische Rationalität der Maschinen bestimmt. Blumen und Familienfotos schmücken ihn. Er dient im Winter teilweise als Spielplatz für die Kinder, in manchen Fällen der Hausfrau als Arbeitsplatz für schmutzige Hausarbeiten. Er ist mehr oder weniger ein Teil der Wohnung. Er liegt nicht außerhalb der familialen Intimsphäre, sondern erfährt durch diese eine eigenartige Prägung.²³

Die verdächtigen Worte in diesem Zitat – der Kreis der Familie, die technische Rationalität der Maschinen versus Blumen und Familienfotos, die familiäre Intimsphäre im Arbeitsraum, der webende Mann, die hausarbeitende Hausfrau – sind artig versammelt. Einzig die elterliche Erziehungsgemeinschaft gegenüber den Kindern sucht man vergeblich und vergißt darüber, daß um 1960 das in der Zwischenzeit zunehmend allein den Frauen angelastete Problem der Vereinbarkeit von Erwerb/Beruf und Familie mit dem Siegeszug der Teilzeitarbeit bereits in eine von der hausindustriellen Familienidylle weit entfernte neue Phase eingetreten ist.

Das Argument

Ich habe im ersten Teil meiner Erläuterungen auf einen sozialpolitischen Kontext aufmerksam gemacht. Über Heimarbeit, deren Wünschbarkeit und staatliche Ausgestaltung wurde wort- und bildreich debattiert. Dabei ging es gleichzeitig und vielleicht sogar vorrangig um die Bekräftigung

²² Horst Heidermann, Die Hausindustrie in der Bergischen Bandweberei, Göttingen 1960, 132f.

²³ Heidermann, Hausindustrie, wie Anm. 22, 133f.

der erwünschten Geschlechterordnung, um das Verhältnis von privaten und öffentlichen Interessen, von individueller Freiheit und staatlicher Intervention und nicht zuletzt um das Experimentieren mit sozialpolitischen Verständigungen zwischen Frauen und Männern über Klassengrenzen hinweg. Die im zweiten Teil vorgestellte Lektüre einzelner Texte, die in diesem Diskursfeld entstanden sind, sollte einmal mehr zeigen, in welchem Maße Quellen die historisch Forschenden in Wahrnehmungs-Wirklichkeiten hineinziehen. Gewiß ist es möglich, durch die Analyse einer größeren Zahl verschiedenartiger Quellen die wissenschaftlich erforderliche Distanz zum historischen Material weiter auszubauen. Doch das Ausgeliefertsein an überlieferte Wahrnehmungs-Wirklichkeiten wird dadurch allenfalls abgemildert, nicht aber aufgehoben.

Heute erscheint es attraktiv, diese schwierige Forschungssituation im Sinne des *linguistic turn* dahingehend aufzulösen, daß jede historische Wirklichkeit Text ist und dementsprechend geschichtswissenschaftliche Arbeit darin aufgeht, auch für Geschichte nicht anders als für fiktive Texte Lesarten zu finden, um diese als historiographische Texte auszuformulieren und zu erproben. Eine Vielfalt konkurrierender Lesarten gilt dabei nicht als alarmierende Beliebigkeit, sondern als Chance, Geschichtsdeutungen zu dezentrieren und die Polyphonie der Stimmen und damit die Widersprüchlichkeit von Geschichte herauszustellen. Die Gegenposition bekräftigt demgegenüber die Annahme, daß es wie auch immer geartete historische Wirklichkeiten gibt, die zu Versprachlichungen herausfordern, über diese aber auch hinausreichen. Die in den Quellen überlieferten Redeweisen und Zeichen können demnach geschichtswissenschaftlich als Verweise auf die auf Menschen einwirkenden und von diesen gestalteten Wirklichkeiten analysiert werden. Die bewährten historiographischen Verfahren, Geschichte nach Akteuren, Ereignissen, Prozessen und Strukturen zu ordnen, behalten damit ihre Bedeutung. Allerdings werden unter dem Einfluß poststrukturalistischer Kritik nun die kulturellen Verständigungen der Menschen über ihr Leben in der Welt, also das Geflecht der jeweils individuell und kollektiv kommunizierten Texte und Kontexte, aufmerksamer als zuvor berücksichtigt und gewichtet.²⁴

In der Praxis des geschichtswissenschaftlichen Arbeitens schlagen diese gegensätzlichen Positionen jedoch offensichtlich weitaus weniger als Alternativen zu Buche, als es die Debatten über *linguistic turn*, Poststrukturalismus und Postmoderne suggerieren.²⁵ Heute gilt zwar das Interesse sehr viel stärker als vor zwanzig Jahren den Kulturen und Praktiken des sprachlichen und zeichenhaften Sinngabens. Doch auch schon in früheren Phasen des inhaltlichen und methodischen Entdeckens und Experimentierens im Felde historischer Wirklichkeiten wurde über die Tragfähigkeit und Reichweite des Anspruchs, forschend jemals historische Wahrheit und Objektivität erreichen zu können, heftig

24 Vgl. Christoph Conrad u. Martina Kessel, Geschichte ohne Zentrum, in: dies. Hg., Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994, 9–36; Ute Daniel, Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 48 (1997), 195–219, 259–278.

25 Vgl. Canning, Feminist History, wie Anm. 1.

gestritten. Radikalisiert worden ist in erster Linie die Skepsis, Quellentexte naiv-verstehend interpretieren zu können, und der bereits in der Formel vom Gleichzeitigen des Ungleichzeitigen ausgedrückte Zweifel an der Angemessenheit, über Geschichte in linearen Prozeßaussagen zu berichten. Es waren allen voran die theoretischen und empirischen Arbeiten zur Historisierung von Geschlecht und dessen konsequenter kategorialer Berücksichtigung in kultur- und sozialwissenschaftlichen Analysen, die sehr früh und nachhaltig die Debatten über die Notwendigkeit eines *linguistic turn* vorangetrieben haben. Diese Arbeiten forderten Zug um Zug nachdrücklicher dazu heraus, die in den wissenschaftlichen Weltdeutungen eingelassenen epistemologischen Ablenkungen und Verdrängungen aufzudecken und neuartige Konzeptualisierungen zu wagen, um die Kulturbearbeitung von Körperlichkeit und die behauptete Naturhaftigkeit von gesellschaftlichen Differenzierungsprozessen und Machtverhältnissen überhaupt in ihrer ganzen Wirksamkeit historisch analysieren zu können. Die methodisch-theoretischen Ergebnisse dieser Nachforschungen sind auf verschlungenen Wegen schließlich auch in der Geschichtswissenschaft zur Geltung gekommen, allerdings häufig so, daß die mit der historisch brisanten Ausgangsfrage nach der Kategorie Geschlecht virulent gewordenen Provokationen und Irritationen wieder in Vergessenheit gerieten.²⁶ Die von mir zum Thema Heimarbeit vorgestellten Wahrnehmungs-Wirklichkeiten empirischer Forschungen sind ein Versuch, diesen Ausgangspunkt von Dekonstruktionsverfahren einmal mehr ins Licht zu rücken.

26 Gunilla-Friederike Budde, Das Geschlecht der Geschichte, in: Thomas Mergel u. Thomas Welskopp Hg., Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997, 125–150; Ulrike Gleixner, Die „Tonart des Unbedingten“ und die Abwesenheit der Frauen- und Geschlechtergeschichte, in: Werkstatt Geschichte, 18 (1997), 83–88.